

Im Fremden daheim – Radolfzell

Von Christof Stadler, Radolfzell

Im Jahr 2021 finden in Radolfzell die baden-württembergischen Heimattage statt. Ein reichhaltiges, buntes Programm widmet sich dem Thema. Zugleich begeht die Trachtengruppe Alt-Radolfzell ihr 100-jähriges Bestehen und das stadtbildprägende Österreichische Schlösschen feiert den 400. Geburtstag. Mehr Heimat geht nicht – oder? Gerne in Vergessenheit geraten jene Menschen, die hierher geflohen sind, zum Beispiel nach dem Zweiten Weltkrieg, und für die inzwischen Radolfzell ebenso Heimat bedeutet wie für die Alteingesessenen. Der Beitrag ist eine erste Spurensuche und zugleich ein Appell, sich zu melden, um wenigstens einige Schicksale von Menschen, die nach 1945 hier flüchteten, aufzuzeichnen und deren Leistung für den Hegau wertzuschätzen.

Ein Blick in das aktuelle Einwohnerbuch von Radolfzell belehrt rasch, dass es kaum eine Familie mehr gibt, die heute länger als 250 Jahre in Radolfzell sesshaft ist. Sogar bei den »alten« Radolfzellern, wie der Familie Moriell, belegt der Stammbaum, dass die Vorfahren von auswärts, von Savoyen stammen. Von dort kamen die Vorfahren im 16. Jahrhundert als Flüchtlinge nach Konstanz und in den Hegau. Und selbst der Familienname und das Wappen (mit einem »Mohren« mit goldenen Ohringen) deuten auf die Fremde hin. Der Radolfzeller Zweig begann mit Wilhelm Moriell, Sohn des bischöflichen Försters von Gaienhofen, der nach einer Buchbinderlehre in Waldkirch am Marktplatz in Radolfzell 1846 eine Werkstatt eröffnete.

Das vermeintliche Fremde ist manchmal so gegenwärtig, dass es als solches gar nicht mehr wahrgenommen oder sogar fehlinterpretiert wird. Zwei Hermen am prachtvollen Eingangsportal des Österreichischen Schlösschens wurden bis vor wenigen Jahren in der Literatur und bei Stadtführungen als die Landesherren, »der Erzherzog und sein Sohn«, interpretiert, für die man das Schloss als Residenz gebaut habe. Erst bei der Neukonzeption der Stadtführungen und bei den Recherchen zur Baugeschichte des Schlösschens durch den Verfasser wurde deutlich, dass der Name erst kurz vor 1900 entstand und die vermeintlichen »Bauherren« eher im Kontext der Türkenkriege zu sehen sind. Einen Landesfürsten hätten man wohl kaum mit entblößtem Oberkörper abgebildet. Der »osmanische« Bart und die Physiognomie verraten, dass hier die Kriegsgegner, die Osmanen, in unterlegener, sprich dienender Funktion für die darüber liegenden österreichischen Wappenschilder hierarchisch eingebaut wurden.

Ein im Stadtarchiv Radolfzell erhaltener »Haus und Familienbogen« vermittelt einen Eindruck über den Anteil des »Fremden« für die Jahre 1786–89. Radolfzell

hatte damals weniger als 1000 Einwohner, verteilt auf rund 190 Häuser. Mindestens in jedem zweiten Haus war das »Fremde« daheim. Den größten Anteil an »Fremden« stellten die Dienstleute und Gesellen, die häufiger wechselten, genauso waren die Radolfzeller Kinder und Militärs auswärts tätig. Wer wohlhabend war, sandte seine Söhne zur Ausbildung überwiegend nach Freiburg und Konstanz. Mehr als 120 Ziel- bzw. Herkunftsorte sind aufgeführt und nicht nur aus der unmittelbaren Umgebung. Das Verbreitungsgebiet reicht von Bayern, Böhmen, dem Elsass und der Schweiz, bis nach Hessen und in die Pfalz, nach Sachsen und natürlich in andere österreichische Regionen. Offenbar spielte die territoriale Zugehörigkeit keine Rolle, selbst aus evangelischen Gebieten finden sich Zuzüge. Nimmt man dann noch Heiraten hinzu, ergibt sich ein heterogenes Radolfzeller Bevölkerungsprofil, das von einer Dynamik zeugt, die bis hinein in die Sprachbildung gewirkt haben dürfte.

Kam es nach den napoleonischen Kriegen und der Umgestaltung Europas zunächst eher zu Einschränkungen, so förderte die Industrialisierung und der Ausbau des Eisenbahnnetzes den Anstieg des »Fremden«. Dies schlägt sich zum Beispiel in den Kirchenbüchern nieder, die vor der Einführung der staatlichen Standesämter 1870 alle zugezogenen Bürger unabhängig von ihrer Konfession verzeichneten. Da finden sich neben den einheimischen Katholiken und den wenigen, durch die badische Verwaltungspolitik hierher beorderten, überwiegend evangelischen Amtspersonen auch die ersten fremd klingenden Namen. Diese kamen im Fall Radolfzells weniger mit dem Eisenbahnbau als vielmehr mit der Ansiedlung von Firmen wie Schiesser und Allweiler und dem einsetzenden Bauboom ab 1890.

Der Großvater Franz des heute 90-jährigen Gerhard Comi¹ kam 1884 als Maurer und Bauexperte von Vila Sola bei Cisano, Provinz Bergamo, an den Hochrhein und war am Bau der Wutachtalbahn – der sogenannten »Sauschwänzlebahn« – beteiligt und verheiratete sich mit einer Einheimischen. Allein der Name Comi verweist auf die ursprüngliche Herkunft der Familie aus der Nähe von Como. Als der Großvater 1886 überraschend starb, blieb die Familie hier und der zweijährige Sohn konnte auch kein Italienisch lernen, weshalb er sich 1910 für die Annahme der deutschen Staatsbürgerschaft entschied. Der Enkel Gerhard Comi besuchte zunächst das Konradihaus in Konstanz, wollte Priester werden, entschied sich dann aber anders und wechselte an das Internat nach St. Blasien. Er begann eine Lehre in der Weberei Laufmühle und absolvierte die Meisterprüfung. Durch die Erweiterung der Firma ging er mit nach Wutöschingen. Zur gleichen Zeit besaß Schiesser dort eine Filiale, deren Personalchef warb ihn nach Radolfzell ab. Obwohl er kurz zuvor das Familienheim ausgebaut hatte, ergriff er die Chance und wechselte 1968 nach Radolfzell. Hier blieb er Schiesser treu, u. a. in der Betriebsabrechnung bzw. zuletzt als Leiter der Poststelle.

Der kurze Exkurs unterstreicht, dass Wandel und Wechsel die einzigen Konstanten sind und daraus sich Heimat stets für jede und jeden neu konstituiert. Einen besonderen Umbruch in der Bevölkerungsstruktur bildet die Phase von 1945 bis 1953

1 Gerhard Comi, geb. 4.6.1930 in Wutöschingen



Das Portal des Österreichischen SchLOSSchens zeigt seitlich zwei Osmanen mit entblößtem Oberkörper (abgebildet der linke der beiden) in dienender Funktion. (Foto: Verfasser)



Gerhard Comi, Nachfahre eines durch den Eisenbahnbau am Hochrhein eingewanderten italienischen Baufacharbeiters (Foto: Verfasser)

mit den Flüchtlingen infolge der Vertreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg im Osten. Die Leistung der Neubürger ist bislang noch viel zu wenig gewürdigt worden, was hiermit exemplarisch erfolgen soll, da sie unsere Heimat wesentlich mitaufgebaut haben.

Äußere Spuren, die auf diese Zeit hinweisen, finden sich nur wenige. Zum Beispiel Straßennamen wie Schlesier- und Ostlandstraße, die das historische Bewusstsein stützen. Allerdings akzeptierte damals der Gemeinderat nur eine Straße für die schlesischen Vertriebenen, alle andere Landsmannschaften fasste man in der Ostlandstraße zusammen. Oder ein Grabstein auf dem Radolfzeller Waldfriedhof für Ilse Groß (1924–2012), der mit dem Zusatz »Marienburg/Ostprien« an die verlorene Heimat erinnert. Solche Hinweise sind aber sehr selten. Ilse Groß war eine Vertriebene und kam erst nach Norddeutschland, bevor sie über Verwandte nach Freiburg bzw. Konstanz gelangte.²

2 Frdl. Mitteilung von Frau Fezer, Radolfzell. Die Verstorbene war eine Großcousine von Helga Fezer-Gallwitz. Der Großonkel in Breslau war der im Ersten Weltkrieg bekannte Generalfeldmarschall von Gallwitz.

Viele Zeugnisse entdeckt man erst auf den zweiten Blick, so etwa die Sgraffito-Darstellungen des Künstlers Rudolf Rybiczka an einigen Häusern in Radolfzell. Er kam als Flüchtling 1951 hierher und machte sich einen Namen mit der bis dahin unbekannten Fassadentechnik und seinen Bildern. Geboren wurde er 1911 in Waschkowitz/Bukowina in Rumänien und fand nach ersten Semestern in Naturwissenschaften später den Zugang zur Kunst. 1967 zog er nach Kressbronn, wo er 1998 verstarb.

Die Vertriebenen kommen an

Das Jahrhundert der Flucht und Vertreibung, wie das 20. Jahrhundert häufiger bezeichnet wird, hat leider kein Ende gefunden, wie die weltweiten Krisenherde unserer Tage beweisen. Sicher war der Höhepunkt der Fluchtwelle 2015 eine besondere Herausforderung für Deutschland. Die Dimension ist aber nicht mit der Zeit zwischen 1944 und 1953 vergleichbar. Was damals mit wesentlich geringeren Möglichkeiten geleistet wurde, nötigt selbst nach 75 Jahren Respekt ab. Die Neubürger wagten buchstäblich aus dem Nichts einen Anfang, behaftet mit dem Verlust von Heimat und allem, was ihnen etwas bedeutete, bis hin zu den materiellen Verlusten. Und die Einheimischen halfen vielfach mit, das Zusammenwachsen zu fördern und übten Verzicht. Es sei nicht verschwiegen, dass es durchaus auch Ablehnung und Diskriminierung gegenüber den Neubürgern gab. Und es gab sogar ehemalige Unterstützer der Gewaltherrschaft, die statt nach Südamerika in den Hegau flüchteten und hier versuchten unerkannt eine neue Existenz aufzubauen, ihre geistige Gesinnung aber nicht ablegten. Dies muss nachdenklich stimmen.

Ein Blick in die städtischen Akten vermittelt die Brisanz und fast Hilflosigkeit jener Tage.³ Allein aus Ungarn und Tschechien rechnete das amerikanische Komitee zur Evakuierung und Wiedergutmachung am 16. November 1945 mit zwei Millionen Flüchtlingen, wovon das heutige Baden-Württemberg rund ein Viertel zu tragen hatte. Eilig wurden in Radolfzell wie andernorts eine Geschäftsstelle und ein Arbeitsausschuss mit verschiedenen Arbeitskreisen einberufen. Da die räumlichen Voraussetzungen fehlten, konnte man immerhin Radolfzell als »Ausladeort« verhindern. Singen wurde zur zentralen Verteilstelle im Landkreis bestimmt.

Zu den örtlichen Maßnahmen gehörte neben der obligatorischen Listenerfassung, dass nach der Ankunft sofort »die durch die lange Bahnfahrt entkräfteten und durch die zermürenden Verhältnisse abgestumpften Flüchtlinge untergebracht werden. Unterbringung via Lotsendienst der reiferen Jugend.«⁴ Neben der Erfassung, Unterbringung und Verpflegung, mussten auch Fragen der Bekleidung, der ärztlichen und wirtschaftlichen Versorgung, Arbeitsmöglichkeiten, seelischen Betreuung und schulischen Erziehung geregelt werden. Auf Landeshilfe durfte man nicht hoffen. In der

3 An dieser Stelle sei dem Stadtarchiv Radolfzell, Katrin Koyro und Hildegard Bibby sowie Tobias Baur herzlich gedankt.

4 Stadtarchiv Radolfzell (StA RZ), IX/299-1



Grabstein von Ilse Groß auf dem Radolfzeller Friedhof mit dem eher seltenen Zusatz der ursprünglichen Heimat Marienburg in Ostpreußen (Foto: Verfasser)



Sgraffito-Kunst im Straßenbild. Darstellung des hl. Martin am Haus Untertorstraße 5, ein Werk des Vertriebenen Rudolf Rybiczka von 1956 (Foto: Verfasser)

»Radolfzeller Notgemeinschaft« bündelte man die örtlichen Kräfte der freien Wohlfahrt und der Kirchen.

Die Stadt wandelte die ehemaligen Kriegsgefangenen-Baracken um und erwarb weitere bzw. mietete diese von Schiesser und Allweiler an. So wollte man rund 130 Personen unterbringen. Die Ankunft der offiziellen Transporte verzögerte sich mehrfach. Im Februar 1946 rechnete man mit 850 Flüchtlingen für Radolfzell, bis 10. November 1946 registrierte man indes erst 56 Personen. Die möglichen Not-Unterbringungen hatte man aufgelistet: Man kam auf 261 Plätze. In den Sälen der Schützentrainschule rechnete man mit 150 Menschen, in den Sälen der Wirtschaften »Kreuz« mit 25 und »Adler« mit 36 sowie der Schiesser-Baracke mit 50 Plätzen. Ein Teil der Hotels war von den Franzosen besetzt. Problematisch blieb auch die Verpflegung. Die Planung sah so aus, dass man bei Schiesser 50, in der »Krone« 40, im »Kreuz« 25, im »Lamm« 20, im »Engel« 50, im »Rössle« 50, im »Waldhaus« 20, im »Krokodil« 20 und den Rest im »Scheffelhof« verpflegen wollte. Man beabsichtigte, die Massenquartiere tunlichst zu vermeiden, das Zusammenrücken der Menschen im vorhandenen Wohnraum blieb oberstes Ziel – nicht so sehr zum Verständnis der Einheimischen.

H. Spath, der Landesbeauftragte für Flüchtlingswesen im Badischen Innenministerium, appellierte im April 1946 in einem Interview: »Nicht zuletzt aber wird es die soziale Selbstverantwortung des Einzelnen sein, der sich darüber Rechenschaft geben muß, was die Überwindung aller Schwierigkeiten, die Überbrückung vieler Gegensätze und der Kampf gegen Not und Elend von jedem verlangen. Lassen wir unser Gewissen die Antwort geben, wenn es einen Maßstab dafür zu finden gilt, was die um Hab- und Gut-Gekommenen von denen verlangen können, die beides noch besitzen.«⁵

Zum gleichen Zeitpunkt wohnten noch rund 3400 Evakuierte im Landkreis und man setzte alles daran, diese in ihre ehemalige Heimat zurückzubefördern. Kein leichtes Unterfangen, hatten doch viele von ihnen ebenso ihre Wohnstätten verloren. Selbst die aus der russischen Besatzungszone Geflüchteten mussten Heimkehranträge stellen. Erschwerend kam hinzu, dass nur Ostflüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten auf die Verteilquote angerechnet wurden, nicht aber aus Böhmen, Mähren, Siebenbürgen und auch keine »Dänemarkflüchtlinge«, wenn sie zum Beispiel von Königsberg in ein dänisches Lager gekommen waren.

Bereits im Sommer 1945 hatte man erste Sonderzüge für die Umquartierung der Evakuierten in die englische Zone organisiert. Die Rückführung bereitete allerdings nicht nur logistische Probleme. Für die amerikanische Zone war zum Beispiel ein Einreisevermerk notwendig, niemand wusste aber, wo dieser erhältlich war. Die Reise in die amerikanische Zone wurde nur dem Berufsverkehr gestattet, alle anderen wurden an der Grenze abgewiesen. Kein Wunder, dass die Akzeptanz zur Rücksiedlung, trotz diverser Androhungen, gering blieb. Ende Dezember 1945 wurde die Rückführung für die französische Zone ausgesetzt und zwei Kategorien eingeführt. Jene, die berufstätig, in einen Haushalt aufgenommen waren oder sonst nicht »zur Last« fielen, durften vorerst bleiben. Wer weder in einem Haushalt noch in einem Beruf »nützlich tätig« war, dessen Abreise wollte man durch Entzug der Lebensmittelkarten und Fürsorgebetreuung erzwingen.⁶ Die Folge waren rund 400 Gesuche um Erteilung einer Aufenthaltserlaubnis für Radolfzell.

Bei der Schätzung im Mai 1947 rechnete man zunächst mit 500 und Anfang Juli nur noch mit 50 Ostflüchtlingen. Seit März 1947 hatte Bürgermeister Gohl angeordnet, dass man zukünftig von Neubürgern statt Flüchtlingen sprechen solle. Anfang August meldete der Südkurier: »30 Ostflüchtlinge sind nunmehr eingetroffen, weitere werden folgen, Am Dienstag kamen wiederum 11 aus dem Lager Singen. Sie stammen aus Ost- und Westpreußen und wurden in Dänemark hinter Stacheldraht in Gefangenschaft gehalten, bis endlich der Tag ihrer Heimkehr nach Deutschland kam. Bei uns sollen sie jetzt eine neue Heimat finden, und wir wollen ihnen, die im vergangenen Krieg mehr durchmachen mussten als die meisten von uns, das Leben in unserer Mitte so leicht wie möglich machen und ihnen mit herzlicher Gastfreundschaft entgegentreten, soweit es in unserer Macht steht. Die elf Frauen, Kinder und

5 Südkurier vom 16.4.1946

6 StA RZ, IX/295-2

zwei Männer (darunter ein Vollarbeitsfähiger) wurden am Bahnhof durch den Vertreter der Stadtverwaltung, Beigeordneten Fuchs, und den Leiter des überparteilichen Jugendausschusses, Wilhelm, begrüßt und in ihr Heim bei Schießler geführt.«⁷

Der Wunsch nach Einzelquartieren war noch nicht realisierbar. Immerhin war man Schießler dankbar, da das Unternehmen in jedem Raum einen kleinen Ofen organisiert hatte. Der älteste der Flüchtlinge, ein Mann aus Riga, war überglücklich, endlich einmal wieder in einem weißbezogenen Bett schlafen zu können. Da die Flüchtlinge seit Jahren keine Möglichkeit hatten, Geld zu verdienen und mittellos waren, organisierten Stadtverwaltung und Südkurier eine Sammelaktion, mit allerdings nur mäßigem Erfolg.

Inmitten dieser fundamentalen Krise traf der Beschluss des Alliierten Kontrollrates, dass auch die französische Besatzungszone Heimatvertriebene aus den überbelasteten Zonen aufzunehmen habe, die Radolfzeller Verwaltung wie ein Blitzschlag. Insbesondere Bayern, Schleswig-Holstein und Niedersachsen hatten bislang die Hauptlast getragen. In einer Verordnung über die Umsiedlung von Heimatvertriebenen vom 29. November 1949⁸ legte die Bundesregierung den Verteilschlüssel fest. Auf Baden sollten demnach zunächst 48 000 Heimatvertriebene entfallen. Bürgermeister Wilhelm Gohl schrieb bereits am 6. Oktober 1948 an das Badische Innenministerium und wies auf die katastrophale Lage hin.⁹ Für den Landkreis berechnete das Landratsamt die Zahl der Flüchtlinge mit rund 8000 Personen, verteilt auf Singen 2378, Radolfzell 678, Engen 394, Rielasingen 300 und Gottmadingen 228.

Erst allmählich sammelten sich die Heimatvertriebenen in Ortsgruppen. Hervorgehend aus der Ortsgruppe der Fliegergeschädigten erließen die Heimatvertriebenen in Radolfzell am 14. Mai 1948 eine eigene Ortssatzung. Als großes Problem sah in einer Neubürgerversammlung am 9. September 1948 (Kreis?) Vorsitzender Dr. F. Lorenz aus Schienen die mangelnde Gleichheit vor dem Gesetz. Dem Neubürger stünden keine Rechtsmittel zur Verfügung, um etwa eine anteilmäßige Beteiligung am Staatsdienst und an der Wirtschaft einzufordern, wie es das Flüchtlingsgesetz in der US-Zone vorsehe.

Der Wille der Neubürger zur Integration war sichtlich gegeben, wie eine damals zitierte Umfrage ergab. Demnach hatten 70 % der Befragten erklärt, dass sie entschlossen seien, sich an den ihnen zugewiesenen Orten sesshaft zu machen und hier eine neue Existenz aufzubauen. 80 % betonten, dass ihnen Umgangssprache und Sitten der Einheimischen nicht fremd seien. Der gleiche Prozentsatz erklärte, im täglichen Umgang mit der Bevölkerung nichts von einem »Preußenkomplex« bemerkt zu haben. Die psychologischen Voraussetzungen für eine Einbürgerung seien vorhanden. »Von Seiten der Einheimischen müsse mehr Verständnis und vor allem Vertrauen gefordert werden.«¹⁰

7 Südkurier vom 1.8.1947

8 StA RZ, IX/305-1; siehe auch Bundesgesetzblatt Nr. 2 vom 10.1.1950

9 StA RZ, IX/305-1

10 StA RZ, 446/7,3

Durch den Bau der Kaserne und den Zustrom an Soldaten und zahlreichen Familien war die Wohnungslage schon mit Beginn des Weltkrieges angespannt gewesen. Hinzu kam, dass der Wohnungsbau während des Krieges darniederlag. Und in den letzten Kriegstagen hatte Radolfzell noch eine Vielzahl von Evakuierten aus den bombardierten Städten aufgenommen. Durch die Kaserne wurde Radolfzell 1945 zu einem Verwaltungsmittelpunkt für die französische Besatzungsmacht, dementsprechend war viel Wohnraum konfisziert.

Zu Kriegsbeginn am 1. September 1939 betrug die Einwohnerzahl 8044 Personen, gegen Kriegsende am 1. Januar 1945 waren es noch 7725 Einwohner. Die Anzahl stieg jedoch rasch um 1840 Menschen. Der Zuzug an Ostflüchtlingen betrug 405, Dienstpersonal für französische Haushalte und Dienststellen 206, zurückgekehrte Kriegsgefangene 1051, Dienstpersonal für die südwestdeutschen Eisenbahnen 36, Arbeiter und Angestellte für die im Auftrag der Besatzungsmacht arbeitende Industrie 84, Evakuierte 42, Sonstige 16. Am 3. Februar 1950 waren 1420 Angehörige der Besatzungsmacht in Radolfzell registriert: 900 Mannschaften, 110 Unteroffiziere, 30 Offiziere, 380 Familienangehörige. Durch die Besatzung verringerte sich der zur Verfügung stehende Wohnraum um 10 %, 500 Personen mussten sich durch Beschlagnahme ihres Wohnraumes eine neue Unterkunft suchen. Die Wohnungsnot spitzte sich bis Mai 1949 zu. Erst ab 1949/50 konnten die ersten Einfachsthäuser und Wohnblöcke der Baugenossenschaften errichtet werden. Ein Tropfen auf den heißen Stein. Sanierete ehemalige Kriegsgefangenenbaracken und Einfachstwohnhäuser schufen Abhilfe. Eine Kleinsiedlung befand sich am Neuen Wall.¹¹

Streng wachte das Wohnungsamt über die Vergabe und drohte Strafen von Gefängnis bis zu einem Jahr und 10000 RM an, wer Wohnraum ohne Genehmigung verbe. Für Frust sorgte vielfach, dass neuer Wohnraum oftmals an Neuzugezogene, z. B. an Verwaltungsangestellte, statt an Menschen auf der Warteliste vergeben wurde. Es sollte noch bis Mitte der 1950er Jahre dauern, bis Bauprogramme und das Nachlassen der Zuwanderung einigermaßen eine Entlastung auf dem Wohnungsmarkt brachten.

Was Flucht, Vertreibung und Integration ganz konkret für die betroffenen Menschen bedeuteten, sei an einigen Beispielen von Radolfzeller Einwohnern verdeutlicht. Gewiss, nur fragmentarisch und längst nicht abschließend. Vielleicht Mut machend, sich diesem fast vergessenen Kapitel der Regionalgeschichte anzunehmen.

Inge Bung: »Jede Frau hat etwas zu sagen!« – Ein beeindruckendes Engagement für die Frauen, das Ehrenamt und Flüchtlinge

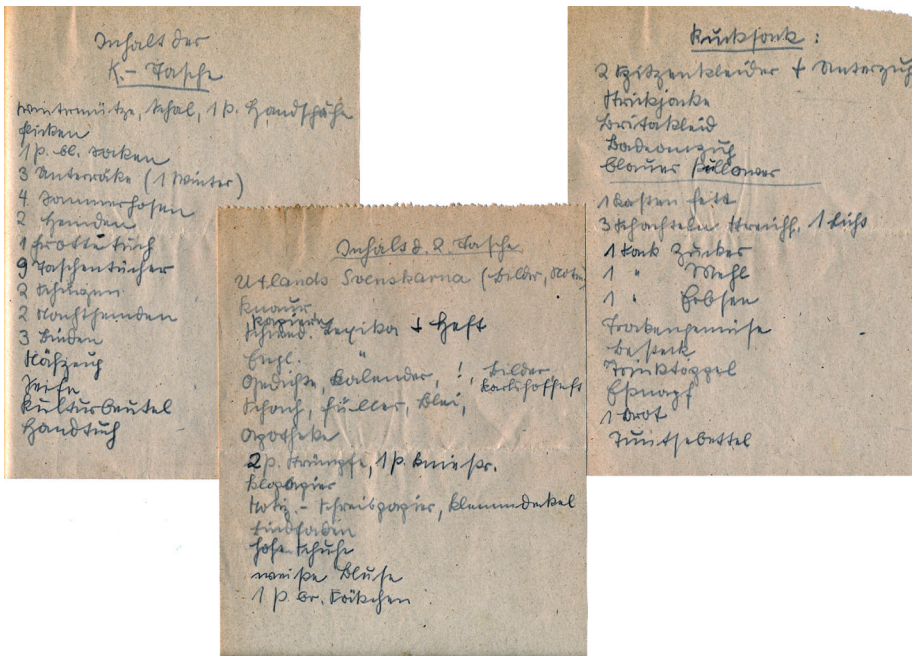
Inge Bung wurde am 17. Juni 1928 in Breslau geboren. Ihr Vater Gerhard¹² hatte in Berlin Kirchenmusik studiert und übernahm ab 1922 in Breslau zunächst das Amt

11 StA RZ, freundliche Unterstützung Tobias Baur

12 Vgl. auch den Beitrag zu ihrem Vater, Gerhard Zeggert, auf der Homepage der evangelischen Pfarrei St. Christophori in Breslau. Deren Kantorei wurde nach dem Kirchenmusiker Zeggert benannt, vgl. <https://schg.pl/gerhard-zeggert/> (aufgerufen am 10.8.2020).



Blick in die Einfachwohnhaus-Siedlung für Flüchtlinge im Stockteil, heute Straße Neuer Wall, um 1958
(Foto: Stadtarchiv Radolfzell)



Notizzettel für die Flucht aus Schlesien 1946 mit den Habseligkeiten von Inge Bung in drei Taschen. Auf dem mittleren Zettel findet sich ein Knaur-Lexikon sowie ein Schwedisch- und ein Englisch-Wörterbuch verzeichnet: Bildung als Perspektive. (Foto: Verfasser)

des Kirchenmusikers, Kantors, Organisten und Dirigenten an der Königin Luise-Gedächtniskirche und dann ein Jahr später an der Maria-Magdalena-Kirche wahr. Auch ihre Mutter Antonie Lehmann genoss eine musikalische Ausbildung, spielte Klavier und Cembalo. Sie hatte zwei Geschwister, Bruder Dieter, der im Krieg starb, und eine jüngere Schwester Ute. Mit Kriegsende und der Zerstörung von Breslau verlor der Vater seine Arbeit und seine Orgeln, auch viele seiner handschriftlichen Kompositionen gingen in Flammen auf. Zunächst fand die Familie in Bad Warmbrunn¹⁵ Zuflucht, wurde dann aber 1946 aus Schlesien zwangsvertrieben.

Auf drei kleinen Zetteln notierte Ilse Bung, was sie in zwei Taschen und einem Rucksack auf die Flucht mitnahm. Neben dem Lebensnotwendigen an Kleidung und Nahrung finden sich auch ein Knaur-Lexikon sowie ein englisches und ein schwedisches Wörterbuch. Bildung war für sie der Schlüssel zum Neuanfang, zeitlebens. Ursprüngliches Ziel war Schweden, deshalb lernte sie bereits die Sprache. Schweden blieb indes der Familie verwehrt, und nach einer kurzen Zwischenstation in Rastede (Niedersachsen) kam die Familie nach St. Georgen in den Schwarzwald. Dort waren sie die ersten Flüchtlinge, und der Start fiel nicht ganz leicht.

Von 1950 bis 1954 studierte Ilse Bung Geschichte und Deutsch im Staatsexamen und promovierte anschließend. Zwei Jahre später heiratete sie den aus St. Georgen gebürtigen evangelischen Pfarrer Fritz-Peter Bung. Damit einher ging ein harter Verzicht: Sie durfte aufgrund einer Anordnung der Kirche ihren Beruf nicht mehr ausüben. Sie legte dennoch die Hände nicht in den Schoß und engagierte sich in vielen Bereichen, darunter für die Frauenrechte – nicht zuletzt in ihrer Kirche – und den Umweltschutz. Von 1965 bis 1992 wirkte sie mit ihrem Mann als Team an der Petrus- und dann an der Pauluspfarre in Konstanz. Bibelkreise, Gesprächsabende, Seminare, ihre Talente fanden vielfach Anerkennung und Bewunderung. Und sie versuchte den Frauen zu vermitteln: Jede Frau hat etwas zu sagen! Logische Konsequenz war ihr Einsatz im Rahmen der Bewegung »Unterwegs für das Leben« innerhalb der Kirche, sie demonstrierte in Bonn bei der Bundesregierung und in Genf gegen die atomare Aufrüstung. Feministische und ökumenische Theologie, rund 30 Jahre als Referentin im katholischen Bildungswerk, all dies endete nicht mit der Pensionierung. Die evangelische Landeskirche wertschätzte ihren Einsatz mit der Goldenen Ehrennadel.

Einen harten Einschnitt bedeutete für das Ehepaar der unerwartete Tod ihrer Tochter Anna 1986, die soeben ihr Musikstudium abgeschlossen hatte. Wiederum nahm sie das Schicksal an und gründete einen Kreis »Verwaiste Eltern«. 1992 zogen sie mit dem Ruhestand nach Radolfzell, wo 2012 ihr Mann starb. Entsprechend dem Psalm 90 »Unsere Tage zu zählen lehre uns! Dann gewinnen wir ein weises Herz!« war sie sich ihrer Endlichkeit bewusst, wurde aber noch im hohen Alter zur Stütze für viele Menschen in ihren kleinen und großen Sorgen. Besonders hatten es ihr die Flüchtlinge angetan, wohl verankert im Bewusstsein der eigenen Biografie.

13 Heute Cieplice Śląskie-Zdrój, Stadtteil von Hirschberg, Niederschlesien



Inge Bung, 1946 aus Schlesien vertrieben, zusammen mit Edris Karimi, einem 2002 mit seiner Familie aus Afghanistan geflohenen Jugendlichen (Foto: Verfasser)



Martin Piontek, 1945 aus seiner Heimat Norkitten in Ostpreußen geflohen, vor einem Ölbild »Mettnau« von Friedrich Mengede aus seiner neuen Heimat (Foto: Verfasser)

Selbst im hohen Alter lehnte sie sich nicht zurück. Edris Karimi, afghanischer Flüchtling, floh mit seiner Familie 2002 aus Kabul, nachdem ihr Haus durch Bomben zerstört wurde. Die Eltern setzten seit jeher auf Bildung, doch dies war in diesem Land nicht mehr realisierbar. Über Pakistan, Iran, Türkei, Griechenland, Italien und Frankreich erreichte die Familie schließlich Deutschland. Nach den Aufnahmestationen Karlsruhe bzw. Freiburg gelangten sie nach Radolfzell. Hier lernte er Inge Bung kennen, fühlte sich angenommen und bekam Unterstützung. Seit der Mittleren Reife nimmt er das Medizinstudium in Blick. Inzwischen bekam der strebsame junge Mann ein Stipendium für die Schloss-Schule Salem. Ein Leben mit Perspektive steht vor ihm.

Heimat an den Gewässern – von der Ostsee und der Pregel an die Elbe und den Bodensee. Ein Gespräch mit dem 90-jährigen Martin Piontek, der in Radolfzell eine neue Heimat fand.

Einst kamen die Alemannen während der Völkerwanderungszeit von der Ostsee bis an den Nordrand der Alpen. Eine ähnliche, indes unfreiwillige Bevölkerungsverschiebung brachten der Zweite Weltkrieg und die unmittelbare Nachkriegszeit mit Flucht und Vertreibung so vieler Menschen gerade im Osten. Vielfach in Vergessenheit gerät dabei der seit 1945 russische Teil des einstigen Ostpreußens. Während in den polnisch gewordenen Gebieten vieles wiederaufgebaut wurde, teilweise sogar eine »Renaissance« erlebte, liegen viele historische Stätten im nördlichen Ostpreußen noch immer als Ruinen darnieder. Die russische Exklave liegt im Schatten Europas und ist politisch und wirtschaftlich isoliert.

Allenfalls ist noch Königsberg (Kaliningrad) im kollektiven Bewusstsein erhalten geblieben. An der Hauptroute nach Osten, entlang der Pregel, liegt der Heimatort Norkitten des 90-jährigen Martin Piontek. Ein kleines Dorf, welches sich an dem 20 Kilometer weiter östlich gelegenen Insterburg (Tschernjachowsk) orientierte und in dem Piontek am 20. Februar 1930 geboren wurde. Am 20./21. Januar 1945 wurde

das Dorf nach heftigen Kämpfen von den sowjetischen Truppen eingenommen, die Mehrzahl der Einwohner war zuvor geflohen.

Die Familie Piontek stammte ursprünglich aus Königsberg. Der Vater Herbert Piontek wurde als Zahnarzt 1928/29 nach Norkitten zwangsversetzt, denn schon damals gab es in den ländlichen Gebieten einen Ärztemangel. Die gute Eisenbahnverbindung ermöglichte jedoch einen leichten Austausch zwischen den Orten und den Angehörigen. Die Familie besaß in Bad Cranz (Selenogradsk) an der sogenannten Bernsteinküste ein Ferienhaus, in welchem die Familie ihre Urlaube bis 1944 verbrachte, und so pendelte man zwischen Ostsee, Königsberg und Norkitten. Im Ersten und Zweiten Weltkrieg wurde der Vater zur Sanität eingezogen. Immerhin durfte er zwischen 1939 und 1944 zwei Mal im Jahr für einige Wochen nach Hause, um die heimische Bevölkerung zahnmedizinisch zu versorgen.

Als sich die sowjetischen Truppen immer mehr näherten, organisierte der Vater am 1. Dezember 1944 die Flucht der Familie zu Freunden nach Stargard, unweit von Stettin. Der militärische Zusammenbruch im Osten machte die erneute Flucht notwendig. Zusammen mit der Mutter Hildegard, der 78-jährigen Großmutter Käthe und der 18-jährigen Schwester Irene begann der zweite Teil der Flucht ausgerechnet am Geburtstag, dem 20. Februar 1945, in einem offenen Güterzug, mit Autos, Panzern, Flakgeschützen. Es herrschte eine klirrende Kälte von minus 26 Grad Celsius, die wenigen Habseligkeiten der Flüchtlinge mochten kaum zu wärmen. Auf der Zugfahrt erlebte Martin Piontek unmittelbar neben sich eine Tragödie, die ihm nie mehr aus dem Gedächtnis ging. Er musste mit eigenen Augen ansehen, wie eine stillende Mutter ihr erfrorenes Kind aus der fahrenden Lore warf.

Unterwegs wurde der Zug angehalten und Martin Piontek mit seiner Schwester mit anderen jüngeren Reisenden herausgeholt. Er wurde zur Zwangsarbeit in den Heinkel Flugwerken in Rostock verpflichtet, seine Schwester als Rotkreuzhelferin eingesetzt. Die nächste Flucht reifte bald in den Köpfen und offenbar hatte ein Luftwaffenoffizier Mitleid und brachte sie nach Warnemünde auf ein Schiff. Die Lufthoheit war schon längst verloren, so wurde das Transportschiff von Weitgeschützen der sowjetischen Armee schwer beschossen. Die alten Menschen wurden unter Deck gebracht, die jüngeren versuchten sich so gut es ging an Deck zu verschanzen. Eine Kiste und Kochgeschirr retteten Piontek vor einem Querschläger. Angstvolle Stunden.

Martin Piontek holt, während er die Flucht beschreibt, ein Foto hervor, welches ihn mit seiner Frau zeigt. Als 28-jähriger hatte er bereits weiße Haare, die er mit den damaligen Erlebnissen auf dem Schiff verknüpft. Anfang April 1945 landeten sie in Dänemark und wurden in das Lager Oksbøl, in einer stillgelegten Molkerei untergebracht. Dieser ursprünglich dänische Militärstützpunkt wurde von der Wehrmacht im Krieg ausgebaut. Um die unzähligen Flüchtlinge aus den Ostgebieten auffangen zu können, wurden Tausende auch ins besetzte Dänemark gebracht. Am 5. Mai 1945 übernahmen die Dänen das Lager, die Flüchtlinge wurden interniert. Wut und Rachegefühle brachen sich ihren Lauf und es begann eine Hetzjagd auf die »deutschen Schweine«, bei der einige Flüchtlinge umgekommen sein sollen.

Schwer wog die Ungewissheit über das Schicksal der übrigen Familienangehörigen. Erst über eine Suchanzeige des Deutschen Roten Kreuzes kam Klarheit. Noch bei der Zugfahrt im Februar 1945 war es zur Trennung gekommen. Die Großmutter war nach Hamburg gegangen, die Mutter war bereits 1935 nach der Scheidung nach Danzig gezogen und schließlich nach Lüdenscheid geflüchtet. Der Vater geriet in englische Kriegsgefangenschaft und musste in Sennestadt bei Bielefeld auf der Zahnstation Dienst leisten. Mediziner waren gefragt und so wurde er erst 1949 offiziell entlassen. Martins Bruder Wolfgang kämpfte im Kessel bei Orjol (Orel), nach der Niederlage gelang ihm über Rumänien und Tschechien die Flucht nach Deutschland, wo er im Februar 1945 die Elbe durchschwamm und in englische Gefangenschaft geriet.

Erst 1947/48 erklärten sich die Alliierten bereit, deutsche Flüchtlinge aus Dänemark aufzunehmen. Die Länder Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern hatten überproportional Flüchtlinge zu versorgen, so dass der Alliierte Kontrollrat die Verteilung der Flüchtlinge auf die übrigen Zonen verfügte. Sie sollten sich in der französischen Besatzungszone ansiedeln. Im April 1947 erreichten sie Offenburg. Hier erlebten sie ein »Wunder«. Die beiden Geschwister erfuhren, dass abends ein Zug nach Kopenhagen fahren würde. Sie vertrauten sich einem Schaffner an und dieser öffnete nach Absprache um 22 Uhr ihnen eine Wagentüre und sicherte zu, mit dem Lokführer zu sprechen, damit der Zug bei Elmshorn/Hamburg langsam fahre, und sie dann aus dem rollenden Zug abspringen könnten. Das Udenkbare gelang und sie feierten das Wiedersehen mit der Großmutter in Elmshorn. Endlich konnten Zukunftspläne geschmiedet werden.

Martin Piontek begann eine 3½-jährige Lehre als Schiffsmaschinenbauer bei der Deutschen Werft in Hamburg, die Schwester fand eine Anstellung in einer Strumpfabrik. Fünf Jahre später geriet der Schiffsbau in die Krise und als Unverheirateter wurde er entlassen. Seine Mutter besorgte ihm 1954 eine Stelle als Maschinenbauer in dem kunststoffverarbeitenden Unternehmen Flesch in Lüdenscheid. Unter anderem versiert in Hydraulik, übernahm er den Außendienst der Firma und kam so zum ersten Mal 1956 nach Radolfzell, wo er die durch die Firma Pfeiffer gekauften Spritzmaschinen wartete. Ein Angebot des Firmengründers Erich Pfeiffer zum Aufbau einer eigenen Abteilung lockte ihn am 1. März 1959 an den Bodensee. Zuvor hatte er 1957 Christel Bär aus Lüdenscheid geheiratet. Die Hochzeitsreise ging nach Lindau an den Bodensee. Der Ehe entsprossen die Tochter Claudia und der Sohn Jörg.

Die Verbundenheit mit dem Unternehmen Pfeiffer bzw. Aptar ist bis heute bei dem 90-Jährigen zu spüren. Das Vertrauen des Firmengründers und die eigene Einsatzbereitschaft bewirkten dieses Zugehörigkeitsgefühl, selbst nach 25 Jahren Ruhestand. Ingenieur Erich Pfeiffer selbst war ein Vertriebenener aus dem Sudetenland, der schließlich von Buchloe kommend 1950 in Radolfzell neu startete, wo bereits sein Bruder Hans vor dem Krieg hingezogen war. Als Martin Piontek sich 1959 verpflichtete, zählte das Unternehmen 28 Mitarbeitende und er half mit beim Aufbau des erfolgreichen Unternehmens, welches u. a. Erfolge mit den Zerstäuber-Parfumflaschen

erzielte. Auch die Teilauslagerung nach Eigeltingen ist dank seiner Hilfe gelungen, er baute die erste Produktionshalle dort auf, so dass das Nachfolgeunternehmen Apar mittlerweile annähernd 1000 Menschen in Böhringen und Eigeltingen beschäftigt.

Wie sehr der 90-Jährige Wurzeln geschlagen hat, bemerkt man spätestens, wenn er einen Blick auf zwei Mengele-Bilder in seinem Esszimmer wirft: das Obertor und eine Mettnaupartie beim Urkundenhäuschen. Er bedauert den Abbruch des alten Strandcafés, den Verlust der einstigen Hotels und Restaurants wie »Sonne-Post«, »Schiff« und »Hirschen«. Da klingt er wie ein Alt-Radolfzeller und nichts ist davon zu spüren, dass die Wirren des Weltkrieges ihn wie einst die Alemannen über 1000 Kilometer diagonal von Ostpreußen an den Bodensee gebracht haben. Geistige und körperliche Fitness zeichnen ihn aus und eine Zufriedenheit, die ansteckend wirkt.

»Was man tragen kann...« – Rückblick ohne Wehmut.

Ein Gespräch mit Heinz Christ

Heinz Christ fühlt sich offensichtlich als Radolfzeller. Mit Leidenschaft kommentiert er die Stadtentwicklung und nichts ist davon zu spüren, dass die Familie inmitten der großen Umbrüche infolge des Zweiten Weltkriegs hier eine neue Heimat fand. Die Kinder und Enkel sind wie selbstverständlich in die Vereine und in die Gesellschaft integriert, Radolfzeller Narrenverse und Klepperle gehören dazu. Dabei hatte die Familie ebenso 1950/51 mit einem Neustart zu kämpfen. Die Familie stammte aus Bielitz – heute die Doppelstadt Bielsko-Biala – ehemals eine deutsche Sprachinsel in Oberschlesien, unweit der tschechischen Grenze. Lange Zeit österreichisch¹⁴ wurde sie nach dem Ersten Weltkrieg Polen angegliedert.

Zu Anfang des Zweiten Weltkriegs kampflos von der deutschen Wehrmacht erobert, marschierte am Ende des Krieges am 11. Februar 1945 die Rote Armee ein. Die Hälfte der deutschsprachigen Bevölkerung war schon vor dem Einmarsch geflohen. Die andere Hälfte wurde bis 1950 vor die Wahl gestellt, entweder umzusiedeln oder aber die polnische Staatsangehörigkeit und einen polnischen Namen anzunehmen. Dies kam für die Familie nicht in Frage. Otto Christ hatte als Großkaufmann vor dem Krieg den Vertrieb für Maggi in der Region übernommen und verfügte über Kontakte nach Südbaden. Seine Frau Hilde(gard) war ausgebildete Kinderschneiderin und hatte lange Zeit für ein jüdisches Kleidergeschäft gearbeitet. Schon in den ersten Nachkriegsjahren kristallisierte sich die zunehmende Drangsalierung heraus. Man durfte kein Deutsch mehr sprechen, die Kinder bekamen polnische Lehrer und mussten von Anfang an Polnisch in der Schule sprechen.

Noch verbrachten die Kinder im Sommer 1950 in den Wäldern der Umgebung unbeschwerte Tage. Im Dezember lief die Frist ab. Das große Haus beschlagnahmte der Staat, mit durfte lediglich, was man tragen konnte. Der Vater konstruierte noch einen großen Korb als Wagen mit vier Rädern. Kurzzeitig siedelte man zur Großmutter in ein Außenquartier um und dann begann die große Reise. In Güterwaggons mit

14 <https://de.wikipedia.org/wiki/Bielsko-Bia%C5%82a> (aufgerufen am 10.8.2020)



Familie Christ in der neuen Heimat Radolfzell: Hilde und Otto Christ mit ihren drei Kindern Christl, Heinz und Inge am 20.2.1952 (Foto: Familie Christ, Radolfzell)

Dreistock-Bettgestellen und einem »Allesbrenner« in der Mitte startete man. Zunächst verbrachten sie rund zwei Wochen in Nordstemmen bei Hildesheim, weil dort bereits eine Schwester der Mutter wohnte. Das ursprüngliche Ziel, Freiburg im Breisgau, war gesperrt und so entschied sich die Familie für Singen. Das Lager dort war gleichfalls überfüllt und die Mutter drängte darauf wenigstens nach Radolfzell zu kommen. Dies gelang tatsächlich.

Da auch Radolfzell keinen Wohnraum mehr bieten konnte, quartierte die Stadt sie im Gasthaus Adler in der Seestraße ein. Hier verbrachte man rund ein Jahr, bis eine Unterkunft in einer städtischen Baracke im Stockteil frei wurde. Dann ereilte die Familie ein harter Schicksalsschlag. Der Vater erlitt bei Holzarbeiten im Althohlwald im April 1952 einen Hitzeschlag und verstarb. Notgedrungen hielt die Mutter in ihrem erlernten Beruf mit Auftragsarbeiten als Kinderschneiderin die Familie über Wasser. Die Kinder kamen mit dem Dialekt schnell klar und die Annäherung erfolgte sogar über den Tausch der Pausenbrote: ober-schlesisches Griebenschmalz gegen Schinkenbrote von hier.

Die Aufnahme in Radolfzell war überwiegend freundlich, nur in der Erinnerung an einen Streit mit dem erwachsenen Nachbarn benetzen sich die Augen von Heinz Christ. Weil er sich in einer Sache gewehrt hatte, bezeichnete der Mann den Jungen als »polnisches Schwein« – dies verletzte den seiner Heimat Beraubten sehr. Ein Jahr zurückgestuft, besuchte er die erste Klasse in der Schützendor- und anschließend die Ratoldusschule. Die Ausbildung zum Automechaniker bei der Opel-Werkstatt und Tankstelle Hüni in der Konstanzer Straße schlossen sich an. Der Verdienst war zu gering, er wechselte und übernahm Akkordarbeit bei Schiesser und leistete sich so einen kleinen gebrauchten Fiat 770. Der Ratschlag des Vaters blieb ihm in Erinnerung: »Wenn du etwas haben willst, dann verdiene es dir zuvor!« Zielstrebig ging er zur Bundeswehr, ließ sich immer wieder aus- und weiterbilden, zum Beispiel als Rettungsschwimmer und Lastwagenfahrer. Nach einem Wechsel in den Fernverkehr zur Spedition Hengsberg fuhr er Transportgüter, überwiegend für die Alu Singen, in die Niederlande. Mit seinem polnischen Geburtsort-Namen im Ausweis wurde er immer kontrolliert.

Heinz Christ heiratet 1972 Edith Huber, deren Vater einen Elektrobetrieb in Tuttlingen besaß. In Erwartung, diesen später vielleicht zu übernehmen, schulte er um zum Elektriker bei der Firma Kaut und absolvierte im Anschluss zudem die Meisterprüfung. Die Übernahme zerschlug sich, so war er bis zur Schließung Betriebselektriker im Milchwerk Radolfzell. Bei der Firma Helfer in Rielasingen, die alte Maschinen revidierte und so erneuert in alle Welt verkaufte, fand er eine neue Anstellung. Diese brachte ihn auf Reisen bis nach Singapur. Langweilig wurde es ihm mit der Pensionierung nicht. Er siedelte 2005 bis 2011 zu seiner Lebensgefährtin nach Schweden, kehrte aber nunmehr mit ihr nach Radolfzell zurück.

Verbitterung über Flucht und Vertreibung ist keine zurückgeblieben, selbst als er mit den beiden Söhnen in die alte Heimat nach Oberschlesien reiste. Da beschäftigt ihn schon mehr der FC Radolfzell. Dort spielte er lange Jahre als Stürmer, später trainierte er die Jugend beim FC Bankholzen. Spätestens beim Treffen der Kegelfreunde aus Alt- und Neu-Radolfzellern sind keine Unterschiede mehr festzustellen.

*Familie Roski – »Wir brauchen keine Rucksackdeutschen!« –
belastende Schatten*

Die Betroffenheit ist nach über 25 Jahren noch immer im Gespräch mit Thomas Roski¹⁵ herauszuhören. Dabei war das prägende Ereignis erst 30 Jahre nach Kriegsende geschehen. Das um das Jahr 1976 Erlebte beleuchtet exemplarisch, wie es den Flüchtlingen nach 1945 auch gehen konnte. Der 16-jährige Thomas Roski hatte einen Wunsch, er wollte in den Radolfzeller Schützenverein aufgenommen werden und ein Fürsprecher, der Sohn des Radolfzeller Chefarztes Dr. Heinrich Schall und Klassenkamerad, ermöglichte den Kontakt. Doch beim Aufnahmegespräch im Verein kommt es zu einer unangenehmen Begegnung. Ein Teilnehmer kommentiert ab-

15 Dieses Kapitel ergab sich kurzfristig, Interview vom 15.9.2020



Heinz Christ, 1950 mit der Familie aus Oberschlesien nach Radolfzell geflohen (Foto: Verfasser)



Klara und Bruno Roski mit Sohn Thomas an Ostern 1962 in der neuen Heimat (Foto: Familie Roski, Radolfzell)

schätzig bei der Antwort nach der Herkunft: »Wir brauchen keine Rucksackdeutschen!«

Diese menschenverachtende Äußerung trifft den jungen Menschen hart, führt zu bitteren Gefühlen. Letztendlich wirkt es wie ein Dammbruch, ein Reflex auf die Familiengeschichte und Erfahrungen nach 1945. Die Familie hatte in all den Jahren das Gefühl bekommen, nie willkommen gewesen zu sein. Später wird der Junge offen in Singen am Hohentwiel im Schützenverein aufgenommen und im Gespräch mit den Eltern wird ihm klar, dass der Vater ähnliche Erfahrungen machen musste.

Die Familie stammte aus dem katholischen Ermland, aus der Gegend von Braunsberg im heute polnischen Teil Ostpreußens. Der Vater Bruno stammte aus Mawern (Mavry) und die Mutter Klara, geborene Burchert aus Wusen (Osetnik). Die Familie war seit Generationen in der Landwirtschaft tätig. Der Vater arbeitete in der ostpreußischen »Kreisbauernschaft« (entspricht dem Landwirtschaftsamt), beim Russlandfeldzug erlitt er eine schwere Beinverletzung und verbrachte rund zwei Jahre in verschiedenen Lazaretten. Die Kriegsverletzungen und Beeinträchtigungen prägten das zukünftige Leben von Bruno Roski (1920–2016), denn die Metallteile »wanderten« mit der Zeit durch den Körper. Die Mutter Klara (1925–2014) mit ihren sechs Kindern bekam keinen Platz auf dem später versenkten, völlig überfüllten Passagierschiff »Wilhelm Gustloff«, sie flüchteten wie Tausende andere im Februar 1945 über das zugefrorene Haff.

Ein ähnliches Schicksal erlebte die Familie der Mutter von Thomas Roski, die ebenso aus dem Ermland stammte. Deren Schwiegervater, Franz Burchert, war angesehener Landwirt und Bürgermeister mit einer großen Familie in Wusen. Als Mitglied der Zentrumsparterie widersetzte er sich den Nationalsozialisten und bot diesen nach laut werdenden Rücktrittsforderungen geschickt an, die Wahl doch neu auszuscheiden. Diese inhaftierten ihn aber kurzerhand, und selbst als die Rote Armee an-

rückte, wurden die politischen Gefangenen nicht vorher freigelassen und waren den Drangsalierungen der neuen Machthaber ausgesetzt. Welche Ängste und Nöte müssen den Mann gequält haben, selbst in dieser bedrohlichen Situation gefangen und machtlos zu sein, der eigenen Familie nicht beistehen zu können?

Schließlich gelang es ihm doch, seine Unschuld zu vermitteln. Über den Suchdienst des Roten Kreuzes fand er später seine Familie im Rheinland. Seine Frau und die Kinder waren ebenso über das Haff geflohen, allerdings erst nachdem die Russen eingetroffen waren. Wie es den Frauen und Kindern erging, kann man nur anhand anderer Berichte errahnen. Am schlimmsten traf es die jüngste Tochter Dorothee, die als 16-Jährige aus der Familie gerissen und verschleppt wurde. Drei Jahre verbrachte sie in einem Gefangenenlager in Sibirien, musste mit anderen Frauen und Männern bei Eiseskälte Bäume fällen und wurde anschließend willkürlich für drei weitere Jahre nach Moskau in ein Gefängnis gebracht, wo ihr Wille gebrochen wurde. Erst mit 22 Jahren konnte sie zu ihrer Familie ins Rheinland zurückkehren.

Noch kannten sich die beiden Familien nicht, obwohl sie nur etwa 40 Kilometer voneinander entfernt gelebt hatten. Aber wie das Leben so spielt: Bruder Ewald Burchert stieß beim Reiterregiment in Insterburg auf den Radolfzeller Toni Steidle. In Ostpreußen gab es nur einen Hoferben, die anderen Söhne gingen zum Militär oder heirateten in andere Familien ein.

Die kriegsbedingt verstreute Familie Roski fand sich über ein dänisches Lager nach langem Suchen in Stahringen wieder. Unvergessen in der Familientradition bleibt der damalige Stahringer Bürgermeister und Kaufmann Julius Speck. Als der Zug in Stockach hielt, holte Speck die Flüchtlinge am Bahnhof höchstpersönlich ab und ging mit ihnen von Haus zu Haus, um eine Unterkunft zu finden. Da sie zunächst nichts fanden, nahm er sie mit und gewährte ihnen Unterkunft in seinem Neubau am Bahnhof. Er hatte die Not der Flüchtlinge richtig gedeutet. Diese Geste blieb unvergessen. Über die Zeitschrift »Ostpreußen-Blatt« lernten sich Bruno und Klara kennen und heirateten fern der Heimat 1958 in Radolfzell. 1960 kam Sohn Thomas zur Welt.

Der Vater erhielt, infolge der Kriegsverletzung, als Invaliden eine Stellung in seinem früheren Wirkungsbereich beim Landwirtschaftsamt Radolfzell. Offenbar missfiel dies einem Angestellten, der wohl jemand anderen für die Stelle erhofft hatte und deshalb böse bemerkt: »Wir brauchen keine Mitarbeiter aus Norddeutschland, schon gar keine Krüppel!« Die Folge war ein innerer Rückzug und das einsame Gefühl, nicht willkommen zu sein. »Wir gehören nicht dazu«, meinte der Vater oft, wenn es zum Beispiel ein Straßenfest zu feiern galt. Dabei wurde die Familie von den unmittelbaren Nachbarn als rechtschaffene, aufrichtige und bescheidene Leute geschätzt.

Der Sohn, mittlerweile fast 40 Jahre beim Radolfzeller Traditionsunternehmen Allweiler beschäftigt und in verschiedenen Organisationen und Vereinen aktiv, ist längst integriert. Die Schatten der Vergangenheit wirken indes noch nach und mahnen zur Achtsamkeit in der Gegenwart und in der Begegnung mit Neu- und Altbürgern.



Aufnahme der kinderreichen Familie Burchert in Wusen/Ostpreußen, 1936. Untere Reihe von links: Klara, Paula (die älteste Tochter), Mutter Klara, Dorothea (die jüngste Tochter), Vater Franz, Cäcilie und Luzia; obere Reihe von links: Ewald (starb schon am ersten Kriegstag), Clemens (ältester Sohn und Hoferbe), Otto (gefallen, unbekannt wo), Gerhard (Marineflieger, im Krieg abgeschossen), Erna und Franz junior (Foto: Familie Roski, Radolfzell)

*Eine spannende deutsch-deutsche Geschichte:
Zur Biografie von Schwester Felicia¹⁶ und der Familie Rudolph*

Felicia Rudolph wurde am 29. Juni 1946 in Heiligenstadt in Thüringen, im katholischen Eichsfeld, als Kind von Schulleiter Kurt Eugen und Emmy Rudolph, geb. Jahn geboren. Der Vater war Lehrer, die Familie galt als unbescholten, bis sie überraschend ins Blickfeld der Staatssicherheit (Stasi) rückte. An einem Tag im Frühsommer 1958 wurde der Vater, wie der älteste Sohn Hans-Joachim (»Hajo«, geb. 1941) es zufällig mitbekam, von Unbekannten aus der Schule geholt und verschwand spurlos für drei Wochen, ohne ein Lebenszeichen an die Familie senden zu dürfen. Erst nach bangem Warten kehrte er versteinert zurück, seine Heiterkeit und sein Witz waren verschwunden.

Zunächst hatten man ihn gehörig unter Druck gesetzt, warf ihm eine antiloyale Haltung gegenüber dem Staat vor. Ein Staatsbeamter, der seine Kinder nicht zur Jugendweihe sende, könne nicht akzeptiert werden. Er müsse sich zwischen Kirche und Staat entscheiden. Mit diesem Druckszenario hoffte man, den Vater gefügig zu machen und als Agent für die Stasi anzuwerben. Sein erster Auftrag sollte die Ent-

16 Grundlage des Textes ist ein Gespräch anlässlich der Verabschiedung von Schwester Felicia am 7.1.2018, ergänzt um einen Brief vom 6.12.2019, freie Erzählung im Februar 2020 und Briefwechsel vom 29.2.2020.

führung eines Jungen sein, dessen Familie Dibiasi zuvor aus Heiligenstadt in den Westen geflohen war. Der geschätzte Lehrer würde sicher nicht als Spion verdächtigt und könnte so leicht das Vertrauen der Familie erlangen und eine Entführung ermöglichen.

Der Vater willigte äußerlich ein, um so die eigene Flucht zu organisieren, blieb jedoch innerlich standhaft. Spätestens jetzt war klar, dass die Familie keine Zukunft mehr im Unrechtsstaat hatte. Und so plante er die Flucht.

Für die Sommerferien 1958 beantragten sie den Besuch der Mutter mit den Kindern Felicia und dem jüngsten Sohn Klaus bei einer Tante im Westen, Sr. Hildebalda. Die Familie ging noch einmal bewusst die vertrauten Straßen der Heimatstadt zum Bahnhof, wo sie am 1. August 1958 den Interzonenzug bestiegen. Kurz vor der Zonengrenze, bei Bebra, wurde es im Zug sehr unruhig. Sr. Felicia erzählt: »Ich sah Vopos mit Schäferhunden, die allen Reisenden ohne Sitzplatz befahlen in Wartha den Zug zu verlassen. Jede Person durfte nur ein Gepäckstück dabeihaben. Mutter, Klaus und ich hatten keinen Sitzplatz, dafür aber mehrere Gepäckstücke. Im Übergang zwischen zwei Wagen setzen wir uns auf die Koffer. Unter Mutters weitem Sommerkleid wurden die Taschen und Rucksäcke versteckt. Als ich schon die Stimmen der Vopos hörte, drückte Mutter unsere Köpfe auf ihren Schoß, so dass Klaus und ich, Nase an Nase uns gegenseitig in die vor Angst geweiteten Augen blicken konnten. Halblaut und drängend befahl Mutter »Schlaft! Schlaft!« Und gehorsam atmeten wir ganz tief und täuschten so unseren Schlaf vor. Dann kam auch schon der Befehl zum Verlassen des Zuges, da wir keinen Sitzplatz hatten. Es waren Mitreisende, die laut schimpften: »Sehen sie denn nicht, dass die beiden Kinder schlafen? Wie können Sie nur so herzlos sein und schlafende Kinder wecken?« Die Grenzwächter gaben nach und erleichtert überquerte man die Grenze, im Arm der Teddybär, der alle wichtigen Dokumente enthielt.

In Frankfurt warteten sie rund 14 Tage auf die Ankunft des Vaters mit beiden Söhnen Hajo und Elmar und erfuhren dann deren Erlebnisse. Das Gesuch des Vaters, zum Katholikentag nach Berlin zu fahren, war von den Behörden abgelehnt worden. Die Stasi war nun gewarnt. In der Wohnung war alles gepackt. Der Vater musste mit den beiden Söhnen Hajo und Elmar untertauchen. Als sie das Gepäck holen wollten, wurden sie durch eine aufmerksame Nachbarin gewarnt, dass das Haus bereits bewacht würde. So konnten sie nicht in die Wohnung zurückkehren und versteckten sich im Garten der Nachbarin bis zum Einbruch der Dunkelheit.

Als der Vater am Bahnschalter von Heiligenstadt Fahrkarten erwerben wollte, erhielt er die Auskunft des arglosen Beamten, dass eine Familie gesucht und keine Fahrkarten nach Berlin verkauft würden. Erst im benachbarten Beuren gelang es ihm durch einen glücklichen Zufall, Karten zu erhalten. Der Vater einer Schülerin erkannte ihn dort und erkundigte sich nach dem Leistungsstand der Tochter. Sichtlich über die Auskunft erfreut, besorgte dieser nun drei Karten nach Berlin. Ein Wunder war geschehen. Nach einer Nacht auf dem Speicher eines Hauses begann die Fahrt am nächsten Tag. Über einen befreundeten Onkel, der Mitglied im Redemptoristen-Orden war, erhielten sie wertvolle Hilfe. Mitbrüder standen in Zivil am Bahn-



Familie Rudolph, in Radolfzell angekommen, untergebracht im Kolpinghaus. Vater Klaus und Mutter Emmy mit den Kindern Hajo (Hans-Jochen), Elmar und Felicia (Foto: Familie Rudolph, Radolfzell)

hof in Ostberlin und über Hinterhöfe gelang die Flucht in den Westen. Von Berlin aus wurden sie ausgeflogen.

In Abwesenheit wurde die Familie Rudolph wegen Republikflucht verurteilt: Der Vater erhielt lebenslänglich, die Mutter wegen Beihilfe 10 Jahre Zuchthaus. Das Eigentum wurde konfisziert, jedoch konnten einige Habseligkeiten von einer Nachbarfamilie durch ein Loch in der Kellerwand gesichert werden. Die neu vermauerte Öffnung wurde aber entdeckt und die Nachbarfamilie für die Unterstützung verurteilt.

Auf Empfehlung der Behörden suchte man eine neue Bleibe in der Nähe der Schweizer Grenze. So kam die Familie 1959 nach Radolfzell, wo der Vater als Lehrer an der Handelsschule unterrichtete. Zunächst wurden ihm die pädagogischen Prüfungen aberkannt, da er sie in der DDR erworben hatte. Da man Repressalien befürchten musste und um auch Kontakte zu Freunden und Verwandten nicht zu gefährden, erhielt die Familie den Tarnnamen Jahn-Krause. Radolfzell wurde für Felicia und ihre drei Brüder Hajo (1941), Elmar (1944) und Klaus (1945) zur zweiten Heimat. Durch die Vermittlung von Stadtpfarrer Josef Zuber bekam die Flüchtlingsfamilie eine Wohnung im Kolpinghaus und wurde von Schneider Anton Burth und dem Standesbeamten Wilhelm Meister unterstützt.

Die beiden älteren Brüder kamen nach Bensheim in ein Aufbaugymnasium, denn dort wurden die Zonenflüchtlinge auch in Russisch unterrichtet. Klaus und Felicia

besuchten die Ratoldus- bzw. die Teggingerschule. Da ihr drei Jahre Französisch fehlten, durfte Felicia nicht auf das Gymnasium. Immerhin wurde sie von der 5. gleich in die 7. Klasse versetzt, wo sie mit Otto Gaus einen verständnisvollen Klassenlehrer hatte, der sie prägte. Die »Zeller Sproch« fiel den Eltern schwerer als den Kindern, lange Zeit redete die Mutter kaum außerhalb der Familie, während Felicia oftmals dolmetschen musste. Wie Sr. Felicia anschaulich berichtet, wirkte der hiesige Dialekt als erstes für sie wie ein Kulturschock, doch da erwies sich der Glaube als tragfähige Brücke zwischen der alten und neuen Heimat.

Sie wurde in St. Meinrad von Pfarrer Hauk liebevoll wegen ihres Temperamentes »Flizzi« genannt. Die Einweihung der neuen St. Meinradskirche blieb ihr besonders in Erinnerung, Elmar, Klaus und sie traten den Jugendgruppen und Ministranten bei. Nach ihren Schul- und Ausbildungsjahren in Radolfzell und Hegne übernahm Felicia die Leitung des Kindergartens in Markelfingen. Bruder Hajo studierte Mathematik und Physik in Freiburg. Elmar war später vielen bekannt als vertrauenswürdiger Leiter des Sozialamtes der Stadt Radolfzell und durch sein Engagement im Stadtjugendring. Er ist 1997 plötzlich verstorben. Der jüngste Bruder Klaus machte eine Schriftsetzerlehre bei der Druckerei Uhl in Radolfzell.

1969 trat Felicia bei den Dernbacher Schwestern im Westerwald, oder wie sie sich ausführlich nennen, bei den »Armen Dienstmägden Jesu Christi« (ADJC), ein. Auslöser war ihr Schulbesuch in Hegne, während dessen sie ein Praktikum in Dernbach absolvierte, weil dort zwei Tanten von ihr im Orden wirkten. Aus dem Praktikum wurde Berufung. Zur Namensgebung durfte sie drei Vorschläge unterbreiten – sie wählte Radolfa, Senesia und Annegret. Die Ordensverantwortlichen entschieden sich jedoch wohlweislich für ihren Geburtsnamen Felicia, die Glückliche.

Der erneute Wegzug, das Verlassen der zweiten Heimat, fiel ihr nicht leicht. Sr. Simone aus Dernbach und die Postulantin Maria Theresia (Neustadt) von Hegne standen ihr zur Seite. Nun schon im Dialekt firmer geworden, machte Sr. Felicia sich und ihre Eltern Mut: »Gugge ma mol, s'isch nur für ein Jahr.« Das »Guggen« dauert mittlerweile fast 50 Jahre. Gewissermaßen als eine Art Trostpflaster erhielt Sr. Felicia von ihrem Vater eine frankierte Postkarte. Die solle sie abschicken, wenn es nicht mehr gehe, er würde sie dann umgehend holen. So wurde sie beim Aufbruch von der ganzen Familie samt Hund begleitet.

In Köln studierte Sr. Felicia Sozialpädagogik, in Mainz katholische Theologie und Germanistik. Im Orden in Dernbach gab sie unter anderem Kurse und Seminare im klösterlichen Bildungshaus. Ihr humorvolles Wesen kam ihr beim Religionsunterricht in Leverkusen und Limburg zugute. Im Herbst 2006 wurde sie nach Nigeria gesandt und dort in der Ordensausbildung eingesetzt.

Ihr Bruder Hans-Joachim nahm die Familientradition auf und wurde Lehrer, zuletzt in Meersburg, und zog dann im Ruhestand nach Radolfzell. Mit der zunehmenden Erkrankung ihres Bruder Hajo wurde Sr. Felicia von ihrem Orden in großzügiger Weise freigestellt. So kam der Flüchtling bzw. die Wanderin erneut am 11. Dezember 2011 nach Radolfzell, wohnte zunächst auf der Mettnau in einer Ferienwohnung und anschließend im Weltkloster, bevor sie dann in der Poststraße 7



Sr. Felicia in Radolfzell (Foto: Verfasser)



Perihan und Yüksel Aktas sowie Hayri Tekin mit einem der ersten Dönerstände bei einem Fest der Radoldusschule, 1988 (Foto: Familie Stein, Radolfzell)

eine kleine Wohnung fand, die sie wegen der kleinen Terrasse gerne als ihr »Vogelnest« bezeichnete.

Neben der intensiven Betreuung ihres kranken Bruders engagierte sich Sr. Felicia in Radolfzell in der Krankenbetreuung, bei den Gottesdiensten im Heilig Geist Spital, als Leiterin von Wort-Gottes-Feiern und als Kommunionhelferin. Darüber hinaus wirkte sie in den pfarrlichen Gremien mit. Über das Weltkloster verband sie eine Freundschaft mit Sr. Canisia aus Hegne. Nach dem Tod ihres Bruders im Herbst 2017 verließ Sr. Felicia schweren Herzens wieder Radolfzell und zog nach Wesseling bzw. Brühl bei Bonn. Dort wirkt sie seitdem als Seelsorgerin im Seniorenheim ihres Ordens und darf ihre reiche Erfahrung in der Betreuung älterer Menschen einbringen.

Ein wenig Wehmut nach Radolfzell ist geblieben. »Zwischendurch und immer wieder wandern meine Gedanken nach Radolfzell, so viele liebe Freunde dort lassen mich die gemütliche Stadt am See Zuhause nennen. Stets werde ich mich mit Stolz als Radolfzellerin bezeichnen.«¹⁷ Die Ordensoberen taten damals gut daran, ihr den Namen zu lassen, sie ist eine wahrhafte Felicia, eine Glückliche, die andere mit ihrem Dasein glücklich macht. Auch an ihrem neuen Wirkungsort in einem Altersheim in Brühl bei Bonn.

17 Sr. Felicia in einem Brief vom 6.12.2019 an den Verfasser

Eine deutsch-türkische Integrationsgeschichte: Perihan und Yüksel Stein

Perihan und Yüksel Stein wirken ausgeglichen und schauen im neu erbauten Seebad 2020 zufrieden auf das in ihrem Leben Erreichte zurück. Und in der Tat ist die Familie ein Beispiel von Integration mit Licht- und Schattenseiten. Wie fast alle, sind sie und ihre Familie längst zu »Radolfzellern« in der inzwischen vierten Generation geworden und stolz darauf.

Die Familie stammt aus einer Region im Osten der Türkei, die nach der Vertreibung und dem Genozid an den Armeniern (1915–17) von den später ebenso unterdrückten Kurden besiedelt wurde. Die Familie stammte aus dem kleinen Dorf Işıkvuran,¹⁸ nahe der Stadt Ovacik in der Provinz Tunceli. Das Dorf zählte um 1960 rund 40 Familien, die vielfach miteinander verwandt waren. Es wurde in den Auseinandersetzungen zwischen dem türkischen Militär und der kurdischen PKK 1994 geräumt, die Einwohner vertrieben.

Durch die Verträge zwischen der Türkei und der Bundesrepublik zog es Vater Ali zum Geldverdienen 1963 allein nach Deutschland. So machte er sich auf die Reise und arbeitete drei Jahre bei der Firma Alu Glatt in Nenzingen. Das Heimweh blieb, so ging er 1966 zurück in die Türkei. Bereits zwei Jahre später kehrte er wieder nach Stockach zurück. 1969 folgte ihm seine Frau Zakine mit der Familie nach, bis auf den ältesten Sohn Yüksel, der noch die Schule in der Türkei beenden sollte. Von den fünf Kindern kamen zwei, Yüksel (geb. 1956) und seine Schwester Kudret (geb. 1959) in der Türkei zur Welt, die weiteren drei Söhne in Deutschland: Gürsel (geb. 1963), Erdul (geb. 1965, gest. 1986 bei einem Unfall) und Ersan (geb. 1968).

Zunächst wohnte die Familie in Wahlwies. Sie wurden dort gut aufgenommen, oft lag Obst und Gemüse frühmorgens an der Haustüre. Als Aleviten trugen die Frauen keinen Schleier, sie wurden allgemein akzeptiert. 1973 erfolgte der Umzug nach Radolfzell in das schlichte Wohnhaus Seestraße 36. Noch im gleichen Jahr begann Yüksel mit seiner Arbeit in der Gießerei Fahr in Stockach. Er beschloss, ein Mädchen seines Dorfes, für welches er schon früher geschwärmt hatte, zu heiraten. Über den Cousin seiner Zukünftigen, der zufälligerweise gerade im Goethe-Institut in Radolfzell lernte, wanderte ein Liebesbrief nach Işıkvuran. Perihan erwiderte die Liebe, 1976 heirateten die beiden in ihrem Heimatdorf in Tunceli.

Das Paar bezog eine Wohnung in Radolfzell, in der Walchner-, später in der Schefelstraße. Zwei Kinder kamen hier zur Welt: Sohn Dersim (geb. 1977) und Tochter Derya (geb. 1980). Dersim besuchte die Ratoldusschule, machte anschließend seine Mittlere Reife und begann in Stuttgart mit dem Studium als Verpackungstechnologe. Über eine Stelle als Entwickler bei Alcan kam er zur Max Lehner AG nach Birmensdorf in der Schweiz, gewann das Vertrauen und avancierte zur Rechten Hand

18 Der ursprüngliche Name der Ortschaft lautete Hars. Dieser Name ist armenischer Herkunft und bedeutet »Braut«. Işıkvuran wurde im Oktober 1994 nach Angaben der Dorfbewohner von Sicherheitskräften gebrandschatzt und geräumt; vgl. Türkisches Institut für Statistik, Memento vom 29.10.2013 im Internet Archiv, siehe auch die Zeitungsausgabe Cumhuriyet vom 19.10.1994.



Perihan und Yüksel Aktas bei der Übernahme des Strandbades Radolfzell, 1989 (Foto: Familie Stein, Radolfzell)

des Firmeninhabers. Tochter Derya besuchte die Volksschule, wurde Bürokauffrau und begann bei der Sparkasse, bevor sie mit ihrem Mann nach Spanien auswanderte, zwischenzeitlich aber in die Fußstapfen ihres Vaters trat, sei es als Pächterin des Strand- und Seebades sowie im politischen Engagement als Stadträtin.

1979 wechselte Yüksel Aktas zu Schiesser nach Radolfzell in die Zuschneiderei. In dieser Zeit ließ er sich sogar als Betriebsrat verpflichten und trat 1984 der SPD bei. Dies hielt ihn nicht davon ab, sich teilweise selbstständig zu machen: Mit seinem Bruder gründete er den wohl ersten Kebab-Stand in Radolfzell. 1999 bis 2009 wurde er als Gemeinderat der Stadt Radolfzell gewählt. In der Freizeit hatte es ihm das Schwimmen angetan. So übernahm er 1989 gerne als Pächter das Strandbad auf der Insel Reichenau.

Bei einem Ausflug der Radolfzeller Verwaltung warb ihn Oberbürgermeister Günter Neurohr gewissermaßen für Radolfzell ab, wo Yüksel Aktas ab 1992 das Strandbad und später auch das Seebad übernahm. Er investierte in die Gastronomie, die eigentlich nur aus einem Kiosk bestand, und baute das Angebot aus. Mittlerweile hat er das Strandbad an seine Tochter und den Schwiegersohn übergeben, während er als Unterpächter das Seebad behielt. Gab es vielleicht am Anfang gerade bei den Älteren im alteingesessenen Seebad Vorbehalte, so sind diese gewichen. Zum Erfolg trug nicht unwesentlich seine Frau Perihan (türkisch: Engelskönigin) bei, die mit ihrem selbstgemachten Pizzateig zahlreiche Anhänger gewann. Neben der Familie ar-

beitete sie viele Jahre in den Küchen verschiedener Wirtschaften («Adler«, »Lamm«, »Scheffelhof« und »Wienerwald«) sowie von 1980 bis 1992 zwölf Jahre bei Schieser in der Näherei.

Integration gelingt durch Arbeit und gesellschaftliches Engagement, so könnte man ein Fazit ziehen. Doch es ist mehr. Yüksels jüngster Bruder Ersan beschreibt ihn als Umtriebigen, der immer an allem interessiert sei, an Menschen und Entwicklungen. So leitete er zeitweise den türkischen Verein Stockach-Radolfzell, sang in der eigenen Band »Cagdaslar« (die Fortschrittlichen), sprach sich zugleich gegen die Gründung eines eigenen türkischen Fußballvereins aus, weil dies keine Integration sei – die Interessierten sollten in den bestehenden Vereinen spielen.

Eine solche Haltung wirkt sich auf die Kinder aus: Yüksels Sohn bekennt, er empfinde sich als Europäer. Ein deutliches Zeichen setzte Yüksel 1995, indem er die deutsche Staatsangehörigkeit annahm und die türkische abgab: »So steht kein türkisches Recht mehr über uns.« Auch übertrug die Familie ihren Namen ins Deutsche (Aktas= weißer Stein) und nannte sich fortan Stein. Die Türkei fehlt ihm nicht, auch wenn er als Rentner es schätzt, in der kälteren Jahreszeit wie andere Urlauber dorthin zu reisen. »Meine Heimat ist Radolfzell«, verkündet er überzeugt, und seine Frau ergänzt: »Ich liebe Radolfzell!«. Ihr Bekenntnis »Wir sind sehr glücklich, hier in Freiheit zu leben, unter Menschen, die so denken wie wir«, wird zum schönsten Kompliment an die Demokratie.

Ausblick

Die Bürgerkriege und Auseinandersetzungen in Afghanistan, Irak und Syrien, nicht zuletzt der Kampf gegen den »IS-Staat«, die Unterdrückung in Iran und Eritrea, das wirtschaftliche Elend in vielen Ländern Afrikas zeigen, dass das Thema »Menschen in Bewegung« uns noch lange beschäftigen wird. Während des Höhepunktes der Flüchtlingswelle 2015/16 wurden die ehemalige Dekorsy-Industriehalle in Radolfzell und die Sporthalle auf der Mettnau für Notunterkünfte umgebaut: Kammern mit Sperrholzwänden ohne Fenster, ohne Steckdose oder Lichtschalter, nach oben offen, ein Tisch, zwei Stühle, ein Schrank, dazu noch Gemeinschaftsräume und Küchenzeilen. Abends um 22 Uhr wurde das Licht ausgeschaltet. Menschenwürdige Aufnahme am unteren Limit. Zum Glück gingen die Zahlen später wieder zurück, so dass die Hallen nur kurz und weniger genutzt werden mussten.

Neben den offiziellen Stellen engagierten sich besonders der Freundeskreis Asyl und die Kirchengemeinden für die Flüchtlinge. Ein Hoffnungszeichen setzte das Friedensfest »Wir sind alle eins!« auf dem Luisenplatz. Von verschiedenen Gruppen wurden Friedensfahnen gemalt und beim martialischen NS-»Kriegerdenkmal« als Protest gegen Fremdenhass und Rechtsextremismus aufgestellt. Die ersten Fahnen wurde gestohlen, die Radolfzeller ließen sich aber nicht einschüchtern und malten rasch neue.